

Friederike Achilles Philipp Rusch

**DIE BESTE
ENTSCHEIDUNG
UNSERES LEBENS**

**Wie wir einmal loszogen
und um die halbe Welt
reisten**

Kiepenheuer
& Witsch

Auszüge aus Max Frisch, Homo faber. Ein Bericht.
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1957
mit freundlicher Genehmigung von Suhrkamp Verlag Berlin.



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2015

© 2015, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotive: © privat

Illustration Umschlaginnenseiten: Markus Weber, Guter Punkt, München

Gesetzt aus der Aldus und der Frutiger

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04810-0

Im Blick zurück entstehen die Dinge

Kein trister Tag, wie wir befürchtet hatten, kein Grau in Grau, es regnet nicht, keine Wolken hängen am Himmel. Wir atmen tief ein und aus. Die Luft um uns herum ist so frisch und sauber. Und oh, es riecht so gut. Kühl und klar. Die Herbstsonne strahlt, alles leuchtet golden.

Deutschland im Oktober. Ein Land zum Aufsaugen. Es ist ein schöner Empfang.

Nach knapp neun Monaten sind wir zurück. Schon allein für diesen Moment, für die ersten Tage zurück an dem Ort, den wir Heimat nennen, hat sich unsere Reise gelohnt. Denn wir entdecken unser eigenes Land ganz neu.

Und wir stellen fest: Es ist ein seltsames Land mit seltsamen Sitten. Die Autofahrer hupen nicht, beim Fahren schaut man auf Schilder mit verschiedenen Hinweisen und befolgt diese, sonst passieren ganz schnell Unfälle. Kühe leben auf eigenen Grundstücken mit eigenen Häusern. Die Geldscheine sind so klein, doch kostbar; man sollte sie nicht beschriften. Die Menschen erscheinen uns schüchtern; wenn man sie anlächelt, schauen manche von ihnen ganz verdutzt. Taxifahrer sitzen hinter verschlossenen Fenstern, sie beachten einen nicht, sie rufen nicht, sie bieten sich nicht an. Im Geschäft ist man es selbst, der den Verkäufer fragt: »Entschuldigung, darf ich Sie kurz stören?«

Schon nach ein paar Wochen sind wir wieder *da*, wieder Teil des Ganzen, jedenfalls stehen wir nicht mehr wie Außerirdische

vor Geschäftseingängen und betrachten verwundert Details wie etwa die Aufkleber mit einem Schäferhund und dem Satz *Wir müssen leider draußen bleiben*.

Doch die ersten Tage unserer Heimkehr, in denen wir stauend durch dieses unser Land wandeln und wie Süchtige all die Farben, den Duft aufsaugen, werden wir nie vergessen.

Aber von vorn. Wir hatten also beschlossen, den Ausstieg auf Zeit zu wagen, das Ersparte auf einen Haufen zu werfen und die Welt zu erkunden.

Fest stand für uns nur, dass wir zuerst nach Kuba – eines unserer Sehnsuchtsländer, das wir außerdem als sonnigen Einstieg ganz angenehm fanden – und dann durch Mittel- und Südamerika reisen wollten. Vor allem die Andenstaaten faszinierten uns sehr, da wollten wir unbedingt hin. Der Rest fügte sich dann auch recht schnell: Da Philipp eine große Familie in Indien hat, beschlossen wir, sie dort zu besuchen. Also würden wir nach Südamerika noch eine Reise durch Südost- und Südasiens dranhängen – günstige Länder mit Strand und Sonne, das klang gut. Und so begab es sich, dass wir die halbe Welt bereisen würden: Südamerika und Asien.

Knapp ein Jahr später konnten wir dann endlich das Flugzeug nach Kuba besteigen. Wir hatten keine großen Pläne, keine festen Routen – nur die vage Idee, in welche Richtung es gehen würde.

So zogen wir einfach mal los. Auf ein Blog stellten wir immer wieder Fotos und kleine Geschichten von unserer Reise. Lustige Begebenheiten, traurige Momente, aufregende. Unser gemeinsames Reisetagebuch. Wir sind kläglich daran gescheitert – nach dem ersten Viertel unserer Reise wurden die Einträge spärlicher und spärlicher. Das ist nicht nur sehr schade, sondern auch eine Bedrohung für das eigene Erinnerungsvermögen. Wenn man eine Reise nicht dokumentiert, das Geschehene nicht aufschreibt, sucht dieses sich irgendwann aus, wie es, wo es und wann es passiert ist. Dem Gedächtnis traut man besser nicht über den Weg – es ist unseriös. Dieses Buch schreiben zu dürfen, war also ein

Glücksfall. Es ist zu bezweifeln, dass unsere Erlebnisse, wenn uns dieses Buch nicht dazu ermutigt hätte, jemals den Weg aufs Papier gefunden hätten.

Doch man kann natürlich niemals all das erzählen, was einem in so einer Zeit widerfährt. Es ist einfach zu viel. Zum einen, das wird jeder Langzeitreisende kennen, fehlen oft die richtigen Worte, um zu beschreiben, was eine solche Reise mit einem macht. Wie sie einen verändert. Die Geschichten in diesem Buch sind also immer nur eine Annäherung, oder sagen wir, eine Umrundung der Welt und ein zaghaftes Umkreisen des Eigentlichen. Kleine Spotlights auf der großen Weltenbühne.

Zum anderen würden all die Geschichten und Erlebnisse den Rahmen dieses Buches sprengen – es würde in keinen Rucksack mehr passen. Es gibt so vieles, von dem wir gerne noch erzählt hätten. Wie Philipp mit drei Schuhputzerjungen in Cusco einen McDonald's leer kaufte. Wie wir nach fünf anstrengenden, kalten Monaten in Südamerika bei unseren Freunden Jan und Ivan in San Francisco wohnten und uns fühlten wie neugeboren, und wie uns Kim und Christian vierzehn Tage lang ihr Kambodscha zeigten. Von unserem nepalesischen Freund Ram würden wir erzählen, dem vielleicht warmherzigsten Menschen der Welt, der uns drei Tage durchs Annapurna führte und eines Abends stolz einen viermal gefalteten und an den Rändern zerfledderten Zeitungsartikel hervorkramte: ein Porträt über ihn, erschienen im deutschen Magazin *brand eins*. Für immer unvergesslich wird für uns bleiben, wie wir mit dem polnischen Fußballspieler Oskar und seiner Frau Ada eine irrwitzige Woche lang mit dem Nachtzug durch Indien reisten und überall für Massenhysterie sorgten, weil die Inder den riesigen Oskar feierten wie einen Superstar.

Oder wie uns der junge indische Bauer Sanjiv, der uns tagsüber in Khajuraho auf unserer Tempeltour begleitet hatte, abends abholte, um uns einen schönen Platz für den Sonnenuntergang zu zeigen. Ada, der riesengroße Oskar, wir beide und Sanjiv quetschten uns in die Motorrikscha seines Freundes, und wir fuhren und fuhren und fuhren. Aus der Stadt hinaus, über

einsame Felder, durch unberührte Gegenden. Wir wurden langsam skeptisch. Der leicht paranoide Oskar war sicher, dass wir hinter der nächsten Biegung umgebracht werden würden, und auch wir beide dachten beklommen zurück ans gefährliche Südamerika. Waren wir zu vertrauensselig gewesen, war das hier jetzt doch unser Ende? Aber dann kletterten wir zusammen auf einen hohen Felsen. Dort saßen wir und thronten über dieser unvergleichlichen indischen Landschaft. In den Bachläufen spiegelte sich das rote Licht der untergehenden Sonne. Und Sanjiv sagte:

»Das hier ist mein Lieblingsplatz. Es gibt keinen schöneren, um den Sonnenuntergang zu sehen. Ihr seid zu Gast in meinem Land, also in meinem Zuhause, und darüber bin ich so glücklich. Ihr seid meine Freunde, und ich will euch mein Land von seiner schönsten Seite zeigen, damit ihr es nie wieder vergesst.«

Genau das ist es, was Reisen mit einem macht, was die vielen Begegnungen mit Menschen mit einem machen. Es lässt sich nicht in Worte fassen. Wir können einfach nur Danke sagen. Und immer wieder nur eins: Diese halbe Weltreise war die beste Entscheidung unseres Lebens.

Köln, im Mai 2015
Friederike und Philipp

Sabbatical – endlich fremdbestimmt!

Friederike

Als wir auf Kuba, der ersten Station unserer Reise, ankommen, sehr spät abends, und die halbe Nacht an diesem unglaublichen Strand mit dem noch viel unglaublicheren Sternenhimmel über uns sitzen, finden wir am allerunglaublichsten, dass wir jetzt tatsächlich: FREI sind. Dass neun Monate vor uns liegen, in denen wir tun und lassen können, was wir wollen. Keine Zwänge mehr, niemand, der vorgibt, was gemacht werden muss. Dass wir uns von jetzt an wirklich nur noch treiben lassen können.

Was wir, frisch aus dem deutschen Alltag ins Reiseabenteuer gepurzelt, allerdings noch nicht ahnen: Mit dieser Freiheit auf Reisen, das ist so eine Sache. Schon bald wird Fremdbestimmung – viel mehr als zu Hause, oder sagen wir besser, auf eine ganz andere Art und Weise – zu unserem Alltag gehören. Gerade Kuba hat dieses System perfektioniert; wenn man wollte, könnte man sich hier einfach wochenlang durchreichen lassen, von einem Bekannten zum nächsten Freund. Manchmal ist es etwas anstrengend, sich dagegen zu wehren – und wir beide beschließen meistens schnell, nicht allzu viel Energie darauf zu verwenden.

Für unsere Auszeit gilt: Der Eintrittspreis zur großen Freiheit sind die vielen kleinen. Täglich müssen etliche Entscheidungen getroffen werden, wichtige und unwichtige – da ist es manchmal auch ganz nett, wenn sie einem abgenommen werden.

Was man dabei gewinnt, ist ein völlig neues Gefühl für Urvertrauen. Wirf dein Herz voraus – und du wirst Dinge erleben, die dir sonst nicht passiert wären, du wirst interessante Begegnungen haben, du wirst geheime Plätze entdecken und, und das ist das Wichtigste, einen Riesenbatzen Herzenswärme zurückbekommen.

Kuba, diese bunte sozialistische Insel, die »DDR unter Palmen« und unsere erste Station der Reise, ist unsere beste Lektion in Sachen Fremdbestimmung.



Nach ein paar Tagen in Varadero wollen wir nach Trinidad an der Südküste – einmal quer über die Insel. Reisen geht hier so: Man geht zum großen Busterminal, um für den nächsten Tag ein Busticket zu kaufen. Bevor man es jedoch überhaupt bis zum Schalter schafft, wird man von einer Armada von Taxifahrern abgefangen, die einem Fahrten »a mismo precio«, zum selben Preis wie die Bus-

fahrt, aufdrängen. Tritt man aus dem Terminal wieder heraus, hat man einen Fahrer engagiert – oder umgekehrt –, der einem sagt, um wie viel Uhr man fertig zu sein habe.

Am nächsten Morgen sitzen wir also brav mit gepackten Rucksäcken vor unserem Hotel und – warten erst mal, claro, sind ja in der Karibik hier. Als wir gerade überlegen, ob wir einen neuen Fahrer anheuern sollen, kommt das Taxi doch noch um die Ecke. Wir quetschen uns zu zwei italienischen Jungs auf die Rückbank. Nachdem der Motor repariert / kurzgeschlossen / gekühlt ist, kann es auch schon losgehen.

Coco, unser Fahrer, ist ein bisschen wahnsinnig. Er brettert mit uns in einem Irrsinnstempo quer durch Kuba, und dazu läuft in ohrenbetäubender Lautstärke Salsa und Merengue. Nach zwei Stunden habe ich vage Halluzinationen von Musik-

folter in Gefängnissen, nach drei Stunden ist das Hirn weichgedudelt.

Die Straßen, schlaglochübersäte bessere Feldwege, führen mitten durch kleine Dörfer hindurch, wo wir ohne erkennbaren Grund mal links, mal rechts abbiegen, mitten durch Wohnviertel – und das vier Stunden lang. Ich sehe in der gesamten Zeit fünf Straßenschilder; mit einem Mietwagen wären wir wohl tagelang im Kreis gefahren. Immer wieder stehen große Menschentrauben an Kreuzungen oder Tankstellen und warten darauf, mitgenommen zu werden. Ein Auto können sich nur wenige Kubaner leisten, öffentliche Verkehrsmittel funktionieren kaum. Am Wegesrand grasen abgemagerte Pferde, überhaupt sind Pferde das allgegenwärtige Haupttransportmittel – überall fahren kleine Kutschen herum, auch in den Städten. Wie die Leute ihre Pferde wiederfinden, wenn sie da so im Nirgendwo an der Straße stehen (nur selten ist mal eins angebunden, und um sie herum ist nur kilometerweite Weite), ist mir ein Rätsel. Ich denke eine Weile darüber nach und beschließe irgendwann: Diese Pferde *gehören* gar niemandem, man besitzt hier kein spezielles Pferd, sondern man nimmt einfach immer das nächstbeste, wenn man gerade eins braucht. Wir leben schließlich im Kommunismus.

Nachdem er uns für eine halbe Stunde an einer Tankstelle vergessen hatte, nimmt Coco wieder seine halsbrecherische Fahrt auf, eine Hand ständig an der Hupe. Das hat nichts mit fröhlich-exotischer Karibik zu tun, wie wir Deutschen es so gern mögen – dieser Mann ist eindeutig hupneurotisch. Im Lauf der Zeit versuche ich herauszufinden, wann genau Coco hupt. Hier meine Ergebnisse: a) Wenn er überholen will, b) wenn ein Fahrzeug es wagen könnte, möglicherweise vor uns auf unsere Straße einzubiegen, c) wenn er sich von hinten Radfahrern, Kutschen und Fußgängern nähert, d) wenn er sich ebenjenen von vorne nähert, e) zum Gruß bei ungefähr allen vorbeifahrenden Transportmitteln, f) zum Gruß bei ungefähr allen Einwohnern der Dörfer, durch die wir fahren, g) wenn wir an gottverlassenen Haciendas vorbeifahren, h): Ich gebe auf.

So tuten und dudeln wir uns jedenfalls durch die Gegend, bis wir ziemlich ermattet in Trinidad ankommen. Philipp und ich hatten uns im Reiseführer ein nett klingendes Casa Particular, ein Gästezimmer bei einer Familie, ausgesucht, da soll Coco uns hinfahren. Das war so *unsere* Idee von Taxifahren. Coco sieht das anders: Seine Cousine vermietet auch ein Zimmer, das ist garantiert besser, er fährt uns jetzt erst mal dahin und wir gucken das zuerst an. Es fühlt sich nicht so an, als hätten wir eine Wahl. Aber ja, das Zimmer bei Marina gefällt uns, es gibt Frühstück auf der Dachterrasse; wir bleiben.

Im Gästebuch des Casa hat jemand hinterlassen: »Trinidad is a tourist trap. But a nice one.« Besser kann man es nicht ausdrücken. Es ist eine sehr touristische Stadt, und man hat immer ein bisschen das Gefühl, durch ein eigens hergerichtetes Katalog-Kuba zu wandeln, ein Disneyland des Kolonialstils, aber das ändert ja nichts daran, dass es wunderschön ist. Außerdem auch extrem entspannt. Die Uhren ticken hier, wie generell auf Kuba, tatsächlich irgendwie langsamer. Wir genießen diese lockere, angenehme Atmosphäre und lassen uns mit Mojito *para llevar* durch die Gassen treiben.

Am zweiten Tag fahren wir per Cocotaxi – nicht zu verwechseln mit Cocos Hup-Salsa-Taxi; das sind kleine gelbe Halbkugeln auf Rädern, in denen man wie in einem Sechzigerjahre-James-Bond-Sessel Platz nimmt – zum zwölf Kilometer entfernten Strand. Meer, Himmel, Sonne, Ruhe, herrlich. Bis Philipp an der Strandbar steht und ein »Eeh, amigo!« hinter sich hört. Da steht tatsächlich, strahlend: Coco, der wahnsinnige Taxifahrer. Oh, äh, hallo. Schön, dich wiederzusehen ... Dass wir später mit ihm zurück in die Stadt fahren, versteht sich von selbst; nichts, worüber man unnötige Worte verlieren müsste. Ganz so wie eine Katze sich ihren Besitzer selbst aussucht, scheint es sich hier mit Taxifahrern und ihren Fahrgästen zu verhalten.

Als Coco uns bei Marina absetzt, haben wir irgendwie für den nächsten Tag einen Ganztagesausflug mit ihm verabredet, keine Ahnung, wie das passieren konnte. Aber er möchte eben, dass wir möglichst viel von Kuba kennenlernen – dass das Honorar

für so einen ganzen Tag bei Weitem den Monatslohn der meisten Kubaner übersteigt, ist für ihn natürlich völlig nebensächlich. Generell ist den Kubanern sehr daran gelegen, ihren Besuchern die schönsten Seiten ihrer Insel zu zeigen. Ob man selbst genau diese Seiten sehen wollte oder vielleicht andere Pläne hatte, ist für sie eher zweitrangig.

*Sozialismus ist Turbokapitalismus hinter vorgehaltener Hand. Die Hand liegt auf Castros Augen. Und er schaut durch einen Fingerspalt hindurch und denkt: »Na, läuft doch.« (P.)**

Coco jedenfalls entlässt uns an diesem Abend mit der Ansage, wann wir morgen früh fertig zu sein haben. Na gut, warum nicht mal ein bisschen Umgebung und Natur kennenlernen. Und so verbringen wir schon den dritten Tag mit unserem neuen Freund und seinem ohrenbetäubenden Salsa-Gedudel. Wir sehen einen Mann mit einer Tarantel in einer Schachtel, mit der man für einen CUC Fotos machen kann. Wir wandern drei Stunden lang durch den Dschungel – es sind nur 2,5 Kilometer, aber es geht so dermaßen über Stock und Stein und bergauf, bergab, dass wir am Ende (dieses Klima!) völlig abgekämpft am Höhepunkt der Wanderung, einem Wasserfall, ankommen. Zum Glück wartet Coco in dieser Zeit im Taxi; ich will mir gar nicht ausmalen, wie wir unter seiner Führung durch den Dschungel gehetzt wären.

Und wir lernen ein Paar kennen, von dem die eine Hälfte (Alberto, Kubaner) warmherzig und relaxt ist und die andere Hälfte (Doris, Schwäbin) gemein und hektisch. Wir laden sie ein, mit uns zurück nach Trinidad zu fahren. Für uns ganz logisch: Super, wir sind zu viert, lasst mal die Taxikosten teilen! Am Morgen hatten wir mit Coco einen Fixbetrag für den ganzen Tag ausgehandelt – wobei, was heißt ausgehandelt. Coco nannte eine

* Nicht wundern, manchmal kommentiert der eine von uns den anderen. P. steht für Philipp, F. für Friederike.

Zahl, und wir sagten: »Sí, vale.« Als wir jetzt zu viert aus dem Dschungel zurückkehren, ist Coco überhaupt gar nicht begeistert. Seine Logik lautet: Je voller das Taxi, desto mehr Spritverbrauch, ergo höherer Fahrtpreis. Doris – wir erinnern uns, sie ist aus Schwaben – akzeptiert das mit dem höheren Preis natürlich nicht, und Alberto muss jetzt verhandeln. Mir ist das alles äußerst unangenehm, ich gehe ins innere Exil. Philipp hat mehr mitbekommen:

Alberto und Coco reden und reden, und es wird teurer. Unser Fixpreis bleibt, und die beiden neuen Fahrgäste zahlen noch mal dasselbe. Während wir beide der Gleichgültigkeit darüber Schritt für Schritt näher kommen, beißt Doris sich fest, und Alberto (»Alberto, jetzt mach doch mal!«) muss das regeln. Sie versteht Spanisch, aber sie redet nicht mit. Sie schreit Alberto nur an, auf Schwäbisch, Alberto stattet alle halbe Minute Bericht ab über den aktuellen Stand des Fahrpreises. Ich verstehe nichts mehr. Mal ist es doppelt so teuer, dann kostet es genauso viel, dann will sie überhaupt nicht mehr mitfahren, dann hat Alberto Kopfschmerzen und ich gleich Heimweh. Wir fahren los, geeinigt hat sich hier niemand. (P.)

Ich habe vergessen, was wir nun am Ende zahlen mussten – aber Coco dankt es uns mit noch aggressiverer Fahrweise, *noch* lauterer Musik und extrem schlechter Laune. Langsam macht er mir Angst.

Am Tag darauf müssen wir leider unser Zimmer bei Marina verlassen, sie ist ausgebucht. Aber wir hatten da ja noch dieses andere hübsche im Reiseführer gesehen, da könnten wir es ja jetzt mal ... Ach nein, was rede ich, wir sind ja in Kuba. *Selbstverständlich* hat Marina bereits am Vorabend bei einem guten Freund angerufen, der ebenfalls ein Zimmer vermietet, und uns bei ihm angemeldet. Nein nein, no problema, das ist ... toll. Ehe wir uns versehen, materialisiert sich neben dem Frühstückstisch auch unser spezieller Amigo schon wieder. Ach Coco, du auch

hier? Der grinst diabolisch und packt schon mal unsere Rucksäcke in sein Auto. Wir versuchen gar nicht erst zu widersprechen.

Als wir Trinidad schließlich schweren Herzens verlassen, um nach Camagüey weiterzureisen, schaffen wir es auf wunderbare Weise, dies ohne Coco zu bewerkstelligen. Ich hatte schon Visionen von einem zweiwöchigen Kuba-Trip an Cocos Seite – aber wir haben einfach ganz heimlich einen Bus gebucht und schleichen uns leise von dannen.

Als wir in Camagüey ankommen und in ein Tuktuk umsteigen, fragt der Fahrer, ob wir denn schon eine Unterkunft hätten. Er kenne da jemanden ...

Unser Soli-Beitrag: Ein Kubaner mit DDR-Vergangenheit

Philipp

Als Juan an diesem Samstagmorgen gegen zehn Uhr erwacht, findet er einen kleinen Fetzen von den Blättern der Pfefferminze zwischen seinen strahlend weißen Schneidezähnen. Er entfernt ihn, legt ihn auf sein Nachttischchen aus dunklem karibischen Holz, betrachtet ihn stumpf, dann dreht er sich noch mal um.

Nach ungefähr einer Stunde erwacht er erneut, diesmal aus einem Nickerchen, das ihm zur Erholung genügen muss, Erholung von einer zu kurzen Nacht, die außerdem von einem unruhigen Traum begleitet wurde, die aber nun unwiederbringlich zu Ende ist und ihn, den verkaterten Juan, unbarmherzig aus dem Bett wirft. Er wischt den Dreck vom Nachttisch, richtet sich auf, richtet sein Unterhemd, stattet der Toilette einen laut plätschernden Besuch ab und betritt dann die Küche. Dort findet er seine nichtsnutzige Stieftochter vor, sich selbst die Haare flechtend und, so behauptet er, nichts, absolut nichts denkend. Dummes Ding. Was weiß sie von der Welt? Wüsste sie, wie ein Springer beim Schach laufen dürfte, wenn er sie fragte? Wohl kaum.

Da ist seine Frau. Sie haben bessere Zeiten gesehen. Er küsst ihr dickes schwarzes Haar. Kokosöl, daran hat sich in den vergangenen fünfunddreißig Jahren nichts geändert.

Es war in den Achtzigerjahren des vergangenen Jahrtausends,

eine Mauer verlief durch Deutschland. Juan ist Anfang zwanzig, seine Frau lernt er gerade kennen, er muss um sie buhlen, endlich, sie verabredet sich mit ihm, da werden sie ein Paar. Und wie es eben so ist, passieren in ereignisreichen Zeiten viele verschiedene Dinge, die nicht immer in Einklang zu bringen sind. Juan erhält ein Angebot; eine Ausbildungsstelle für irgendwas mit Optik bei den Carl-Zeiss-Werken in Jena. Jena. Aus den Buchstaben dieses unbekanntes Ortes lässt sich fast Juans eigener Name bilden. Juan liebt es, seine Frau zu lieben, doch er weiß schon sehr bald: So schlecht kann es nicht sein, nach Deutschland zu gehen. Es wird sogar sehr gut sein, wie in Kuba, nur vielleicht noch etwas besser.

Juan fährt im November des Jahres 1983 in die Deutsche Demokratische Republik. Es ist ein ungewöhnlich warmer Novembertag, vierzehn Grad lassen sich auf dem Thermometer draußen vor der Tür des Wohnheims ablesen. Viel mehr Informationen kann Juan noch nicht verstehen, die Sprache muss er erst noch lernen. Er zittert, er friert.

Seine Zeit in Deutschland wurde gut, er hatte viel Spaß. Sie nannten ihn nicht Juan, sie riefen ihn Camagüey, weil er von dreizehn Kubanern bei Carl Zeiss der einzige aus dieser Provinz war. Juan gefiel das, er repräsentierte hier etwas.

Friederike und Philipp standen in der Menge, sahen sich die Feierlichkeiten zur Fünfhundert-Jahr-Feier der Stadt Camagüey an und tauschten sich in ihrer Muttersprache aus. Da hatten sie einen stillen Zuhörer, der lauschte. Bis die Menge sie auseinandertrieb und die beiden für einen kurzen Moment trennte. Wir kehren gleich zurück an diesen Ort ...

Aber wissen wir schon, wie es Juan weiter erging? Wir wissen: Er blieb fünf Jahre in Jena, er schloss seine Ausbildung ab, kehrte zurück nach Kuba und arbeitete schließlich nie in seinem erlernten Beruf. Da ertönten schon die ersten Hämmer, die auf Meißel klopften, die Mauer wurde in faustgroßen Stücken in Plastik verpackt und für fünf D-Mark das Stück verkauft.

Alle hatten dieselben Ohrwürmer; man stand abwechselnd im *Wind-of-Change*-Kanal der Scorpions oder suchte mit David Hasselhoff wieder und wieder nach der Freiheit. Als Letzterer in der Silvesternacht 89/90 in einer leuchtenden Lampenjacke auf der Berliner Mauer auftrat, fragte sich so mancher RTL-Zuschauer, ob wir *das alles* jetzt tatsächlich Michael Knight und der Foundation für Recht und Verfassung zu verdanken hatten. Die Mauer war weg.

Als ich Juan frage, wie das für ihn war, der Zusammenbruch der DDR, sagt er, ihm habe es nicht gefallen, wie jeder fortan nur an den Konsum irgendwelcher Dinge dachte, wie viele ihr Land verließen, unsolidarisch kam ihm dies vor, wie ein Land leerer und leerer wurde, weil es das eh schon war, leer und arm an Dingen, die man kaufen und machen konnte.

Als Juan jedenfalls in sein Land zurückkehrte, hatte er eine Tochter. Eine einmalige Sache war das. Zwischen seiner Frau und einem, der da war, als Juan es nicht war. Das ist seine Stieftochter. Sie ist faul, erfahren wir, mehr nicht.

Juan macht alles Mögliche, um sich und seine Familie über Wasser zu halten. Was, das erzählt er nicht so recht. Er verrät, dass er heute Schachlehrer für Schulkinder ist. Die Mädchen hätten nicht so viel Lust darauf wie die Jungen, Mädchen hätten grundsätzlich wenige Interessen. Juan wurde nach seiner Zeit in der DDR auch Schach-Vizemeister von Camagüey, wieder repräsentierte er seine Provinz. Er scheint viele Talente zu haben. Und jetzt?

Friederike und ich stehen auf einem zentralen Platz; um uns herum tanzen Schulkinder Salsa wie die Großen (es sieht sehr niedlich aus), irgendwo wird sehr lauter Billigtechno gespielt, es gibt Feuerwerke, Jonglage, Budenzauber – eine Stadt feiert ihren 500. Geburtstag. Als wir uns kurz aus den Augen verlieren, spricht mich ein Mann auf Spanisch an, ich verstehe nicht, frage ihn, ob er Englisch kann, er fragt, woher ich komme, und von da an sprechen wir deutsch. Juan ist sein Name, und sein Deutsch ist sehr gut. Später wird er behaupten, er hätte mich gefragt, wie lange die Feierlichkeiten andauern würden, weil er

mich für einen Einheimischen gehalten habe. Tatsächlich fragt er mich, als ich ihn dann verstehe, was wir hier machen. Ich weiß keine Antwort darauf, ich sage ihm, was wir unmittelbar zu tun gedenken, und das ist essen, wir hatten gerade ein bestimmtes Restaurant gesucht. Es ist schwierig, in größeren touristischen Orten Kubas nach dem Weg zu fragen, wenn es sich bei den Orten, die man sucht, um Restaurants oder Casas Particulares handelt, denn einige der Kubaner kennen meistens einen besseren Ort zum Essen, an dem es besser schmeckt und billiger ist, der zentraler ist und die besseren Betten hat. Sie heißen Jineteros* und erhalten Provisionen von den Läden, in die sie die Turistas bringen.

Das Lokal, das uns Wolfgang empfohlen hatte (Wolfgang Ziegler hat unseren Reiseführer geschrieben für den Michael Müller Verlag, inzwischen unterhalten wir eine sehr innige Beziehung zu ihm), kannte niemand, dafür andere Lokale. Juan kennt da auch etwas, gleich in der Nähe, wir sollen ihm einfach folgen. So ganz in der Nähe ist es nicht, ein bisschen schäme ich mich, ihm hinterherzulaufen, zumal er auch ständig irgendjemanden auf der Straße grüßt und ich mich des Eindrucks nicht erwehren kann, dass die Grüßenden etwas Mitwissendes im Blick tragen, was mich dazu bringt, mich dumm und ganz blöd zu fühlen.

Jetzt aber hinterher, Juan hat einen strammen Schritt drauf. Wir landen in einer unbelebten Gasse. Das Restaurant ist nicht sehr deutlich als solches gekennzeichnet, da stehen aber Tische im Eingangsbereich, wir laufen hindurch, auch noch durch die

* Der Jineterismo hat viele Gesichter. Viele bringen mit diesem Begriff ausschließlich Prostitution in Verbindung. Aber ein Jinetero oder eine Jinetera kann auch ganz andere Geschäfte betreiben. Er oder sie kann versuchen, dir olle Zigarren anzudrehen oder irgendwelche Schmuckstücke, die Che Guevaras Konterfei zieren, Nippes halt. Oder eine wunderbar irgendwie kubanisch gekleidete Frau steht auf der Straße, du machst ein Bild von ihr, und dann will sie Geld von dir. Fertig. Oder der Jinetero kommt in Gestalt eines netten Typen daher, der auch mal guten Rum trinken möchte und dafür deine Gesellschaft sucht. Kurz: Ein Jinetero ist ein kubanischer Staatsbürger, der ökonomischen Aktivitäten nachgeht, die in seinem Land qua Wirtschafts- und Staatssystem so nicht vorgesehen sind.

Küche, und dann stehen wir in einem Innenhof, der leider nicht sehr schön ist, niemand da, vielleicht kommt ja später noch jemand. Friederike und ich setzen uns, Juan steht rum.

Und dann, Friederike, was machst du dann? Erzähl doch mal ...

In meiner grenzenlosen Freundlichkeit (und um die etwas peinliche Situation zu beenden, wie wir da so ganz alleine mit Juan in diesem winzigen Hinterhof stehen) frage ich Juan, ob er denn mitessen wolle. Tja. Will er. (F.)

Wir essen also mit Juan. Es ist ein nettes Dinner, wir fragen viel und erfahren einiges, das meiste davon habe ich eingangs erwähnt. Dann stelle ich eine blöde Frage. Blöde Fragen oder etwas Blödes sagen kann ich gut, wenn das Gespräch ins Stocken gerät oder ich glaube, jetzt genug über seine DDR-Vergangenheit erfahren zu haben. Ich frage: Ist der Unterschied zwischen dem dreijährigen, siebenjährigen und fünfzehnjährigen Rum wirklich so groß, dass es sich lohnen könnte, einen der länger gelagerten zu probieren? »Aber Philipp, ja klar!«

Beschreiben kann es Juan nicht so wirklich. Wie auch? So oft wird er nicht in den Genuss gekommen sein. Eine Flasche des fünfzehnjährigen Rums kostet 90 CUC. Ein Arzt verdient in Kuba im Schnitt 30 CUC im Monat.

Jetzt, wo wir beim Thema angelangt sind, schlägt Juan vor, den Ort zu wechseln und in eine Bar zu gehen. Aber Juan, klar doch. Wir zahlen unser Essen und das Hühnchen von Juan.

Ich glaube, an dem Abend wären wir ganz gerne alleine gewesen. Aber Jasagen war schon immer leichter als Neinsagen. Darauf trinken wir einen, und zwar zu dritt.

Unser neuer Freund kommt wieder auf den Rum zu sprechen, wir könnten mal einen probieren ...

Da, wo wir jetzt sitzen und ich mich schließlich doch gegen das Arztgehalt in Form von fünfzehn Jahre gelagertem Rum entscheide und wir mit normalen Mojitos vorliebnehmen, sit-

zen, zusammen mit Kubanern, auch Kanadier. Bisher habe ich ausschließlich diese eine Nation gesehen, die sich mit den Kubanern an Tischen, Plätzen und sogar Stränden zusammenfindet.

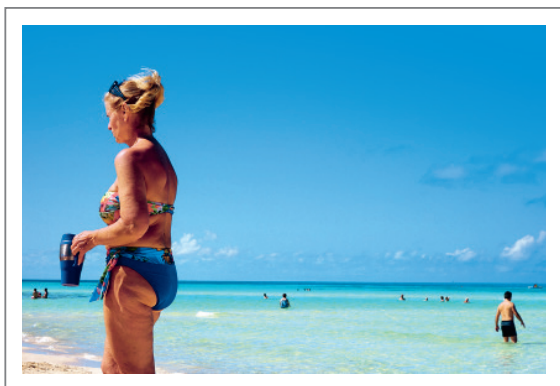
Die Kanadier, man könnte ihnen ein ganzes Kapitel widmen, aber so ganz haben wir noch nicht herausgefunden, wie wir ihre Überpräsenz in Kuba einordnen sollen. Erst dachte ich, Kuba muss für sie so was wie Mallorca oder die Kanaren für uns Deutsche sein. Ich glaube, das kommt auch ganz gut hin, aber hier geht noch ein bisschen mehr. Die Frau, die sich mit uns eine Etage des Casas in Trinidad teilte: Kanadierin. Sie ist für vier Monate in Kuba und bleibt in dieser Zeit in Trinidad. Keine Ahnung, was sie hier so lange macht. Ich habe mich nicht getraut zu fragen aus Angst vor einer anzüglichen Antwort. Ich unterstelle hier natürlich einiges, aber man kann ja auch nicht jeden immer komplett ausquetschen, da gebe ich mich also mit hausgemachten Unterstellungen zufrieden. Normal, oder?

Dann dieses Paar, das vor mir in einer Schlange stand, die zu einer Bretterbude führte, in deren Innerem Slush-Eis mit Rum verrührt und völlig krank (aber praktisch) in riesige Thermoskannen mit großer Öffnung gefüllt wurde: Kanadier.

Warum stand ich in dieser Schlange? Wir waren nach Camagüey auf der merkwürdigen Cayo Coco gelandet. Cayo Coco ist, glaube ich, die größte Insel eines Archipels mit traumhaften Reisekatalogstränden. Wirklich wunderschön. Das könnte man so stehen lassen, wenn es nicht einen kleinen Haken gäbe, den ich nicht verschweigen will. Cayo Coco ist nicht nur sehr teuer, es ist auch Kuba ohne Kubaner. Die einzigen Einheimischen tragen Hoteluniformen. Wenn man keinen Pauschalurlaub in den riesigen Fünf-Sterne-Tempeln gebucht hat, erreicht man die Strände nur mit Taxis, deren Fahrer sich den Ausflug gut bezahlen lassen.

Jedenfalls, die Menschenschlange vor dieser Bretterbude auf Cayo Coco: Alle haben diese Thermoskannenbecher in der Hand. Ich frage das Paar vor mir, woher sie diese Becher haben.

Und ich frage mich selbst, woher ich diese Becher kenne. Ich stelle mir einen Beamten in der Agentur für Arbeit vor, wie er sich gerade eine Fünf-Minuten-Terrine warm gemacht hat und nicht ans Telefon geht, der Becher ist voll, und die Terrine bleibt warm, bleibt sehr lange warm. Mittagspause. Nein, das ist es nicht. Wie hätte ich das sehen können? Woher kenne ich dann diese Becher? Ich komme nicht drauf.



Der Mann antwortet: »Wir haben sie in Kanada gekauft und mitgebracht.«

Ich habe das Gefühl, gerade ganz schlimm verarscht zu werden. Versteckte Kamera? Dahinten im Gebüsch, was ist das? Ach so, Wind. Ich sage ihm, dass hier jeder so einen Becher in der Hand hält, die haben den doch nicht alle von zu Hause mitgebracht, und wofür ist der überhaupt gut, und bekomme ich auch etwas zu trinken, wenn ich mich ohne Becher anstelle?

Er sagt, ja, doch, die meisten bringen ihn mit, sie kommen jedes Jahr nach Cayo Coco, sie kennen das Prinzip, ich bräuchte zwar keinen, aber dann bekäme ich mein Getränk nur in kleinen Plastikbechern, da passe dann nicht so viel rein. Ich versuche zu verstehen: Es gibt Menschen in Kanada (und anderen Ländern), die packen in ihre Koffer riesige Thermoskannenbecher, um dann damit am Strand von Cayo Coco anzustehen und sich diese Becher mit großen Mengen Slush-Eises mit Rum befüllen zu lassen. Gut,

akzeptiert. Früher haben sich diese Menschen, als sie klein waren, eine Schippe und einen Buddeleimer von ihren Eltern einpacken lassen, heute packen sie selbst ihre Koffer und ihren eigenen Eimer ein. Jetzt hätte ich auch ganz gerne so einen Becher.

Ich bin dran: Tres Mojitos, por favor (soll sich ja lohnen). Mir werden drei volle Plastikbecher hingestellt. Die sind wirklich sehr klein. Ein Mann mit französischem Akzent fragt mich, was ich da bestellt habe. Ich wiederhole: Ein Mann fragt mich auf Kuba, was das ist, ein Mojito. (Kurze Anmerkung am Rande: Es ist hier das Nationalgetränk. Nicht etwa Cuba Libre, wie man denken könnte. Dafür haben die Kubaner nicht viel übrig.) Ich antworte, dann bestellt er Lemonslush-Eis mit Rum. Sein eigenes Nationalgetränk.

Fassen wir zusammen: Kanadier, es gibt sehr viele davon in Kuba. Keine Ahnung, was die treiben. Das ist Privatsache.

Wo waren wir eigentlich? Ach, bei Juan, wie wir da in der Mojito-Bar sitzen. Das Thema DDR haben wir jetzt so langsam durch. Sprechen wir doch über Che. Sag mal, Juan, weißt du eigentlich, dass so ziemlich jeder »alternative« Jugendliche in Deutschland irgendwann ein Che-T-Shirt kauft oder zumindest mit dem Gedanken daran spielt, oder dass es eine Band namens *Rage Against The Machine* gab, die ihr Merchandise mit dem Konterfei des Commandante schmückte? Juan weiß das alles irgendwie, und dann sagt er:

»Che war ein großer Mann, so einen wie ihn gibt es nur alle tausend Jahre einmal, er war ein guter Mann mit einem großen Herzen.«

Wir nicken. Dann frage ich nach Fidel, wie ist der denn so drauf? Diese Pause, die jetzt folgt, ist ganz großes Kino, es ist, ich weiß nicht, macht er Spaß, denkt er wirklich nach? Es ist jedenfalls ein besonderer Moment, den wir auskosten, voller Suspense.

Endlich sagt Juan: »Fidel ist ganz genauso.«

»Wie wer?«

»Wie Che.«

»Auch ein großer und ein guter Mann? Mit einem großen Herzen?«

Juan nickt gewissenhaft. Ja, so ist es.

Aber so einen gibt es doch nur alle tausend Jahre einmal, denke ich noch, da raschelt es hinter Juan im Gebüsch. Zwei Sträucher, aus denen schwarze Stiefel heraus schauen, stehen auf und gehen zufrieden in den Feierabend.

Inzwischen sind wir bei der vierten Runde Mojitos angelangt. Juan sagt: »Philipp, du musst Zigarren kaufen. Philipp, unbedingt. Zigarren sind teuer, aber wenn du nach Mexiko kommst«, er kennt unsere Route, »dann wollen alle deine Zigarren aus Kuba haben, du kannst sie für viel Geld verkaufen. Mein Freund arbeitet in einer Zigarrenfabrik, er kann sie dir ganz günstig verkaufen. Philipp, überleg mal.«

Warum muss es jetzt geschäftlich werden, warum wird es in Kuba immer irgendwann geschäftlich? Ich versuche es mit Ausreden: Nee, passt nicht, zu groß, wir haben doch nur diese Rucksäcke. (Wolfgang warnt vor Zigarrenkäufen auf der Straße, alles Abfälle, nicht machen.)

»Aber Philipp«, Juan sagt sehr oft meinen Namen, »du verkaufst sie doch in Mexiko schon wieder.«

Die Vorstellung gefällt mir sogar, dann bin *ich* mal der Checker und verkaufe Zigarren an Mexikaner. Aber ich habe mich schon längst dagegen entschieden. Ich frage nach seiner Telefonnummer, und zusätzlich verabreden wir uns für den nächsten Tag. Friederike und ich wissen, dass wir nicht kommen werden. Und Juan weiß es sicher auch.

Friederike und Philipp gehen an dieser Stelle nach Hause, halb geben sie vor, es zu sein, halb sind sie es wirklich: müde. Juan besteht darauf, sie ein Stück zu begleiten, er behauptet, sein Fahrrad abholen zu müssen, fast bringt er sie bis zur Tür. Er weiß jetzt, wo sie wohnen. Morgen wird es leichter sein, die beiden zufällig zu treffen. Der Kubaner bedankt sich bei den beiden Deutschen mehrfach für die großzügige Einladung. Die drei verabschieden sich voneinander wie echte Freunde.

»Du, Friederike, ich glaube, das war so ein Jinetero.«
»Glaubst du wirklich?«
»Ach, klar.«
»Aber dafür ein sehr netter.«
»Ja, das war er.«



Erzählung vom Pferd

Philipp

Endlich machen sich die vielen Jahre im Reitstall bezahlt: Ich reite durch das wunderschöne Tal Valle de Viñales. Doch nicht nur das, ich führe eine Gruppe von zwei weiteren Pferdefreunden durchs Gebiet: Friederike und einen Einheimischen, der uns netterweise die Tiere zur Verfügung gestellt hat. Letzterer heißt, ich glaube schon, dass ich es richtig verstanden habe, Josefine. Heißen so nicht nur Mädchen?

Joseline erzählt, dass seine Mutter, gesegneten Leibes, eine amerikanische Fernsehsendung sah, die gefiel ihr so gut, dass sie beschloss, ihr Kind, komme, was wolle, nach der Heldin dieser vergnüglichen Serie zu benennen. An diesem wirklich sehr schönen Fernsehnachmittag vor ungefähr vierunddreißig Jahren ließ Joselines Mutter eine Verabredung sausen: Ihr Doktor blieb alleine vor dem Tiegel frisch angerührten Ultraschallgels sitzen und starrte verloren auf den Monitor, auf dem man die Dinge, so wie sie waren, sowieso nicht so gut erkennen konnte. Dafür den weiten Weg auf sich nehmen? Oh, Joseline! Joselines Mutter machte sich einen großen Topf Reis und Bohnen vom Vortag warm, ging rasch in den Garten, kam mit einem gackernden Bündel im Arm zurück auf die Veranda, drehte diesem Bündel den Hals um, rupfte es, garte es und verspeiste es gemeinsam mit der Beilage, die es wie gesagt bereits gestern schon gegeben hatte und auch morgen wieder den Weg auf die Teller Kubas finden würde.

Joseline trägt vielleicht einen Frauennamen, man müsste allerdings schon sehr große Tomaten auf den Augen haben, Fleischtomaten, um Joseline für ein weibliches Wesen halten zu können. Joseline ist eigentlich ein Joe. Massiges Paket, schwere olivgrüne Che-Jacke, stämmige Beine, die ein O schreiben und an ihren Enden Stiefeln tragen, mit echten Sporen dran. Seine Stimme klingt ein bisschen wie die von einem Fernsehstar (seine Mutter hatte es irgendwie geahnt). Sein Lachen muss er in einer Mülltonne gefunden haben. Dreckig. Cooler Hund. Joe, der Horsebackriding-Guide.

Ja, ich habe gleich zu Anfang gelogen. Es war Joe, der *uns* durch die Prärie (mit Joe ist alles Prärie) geführt hat. Auch wenn man es mir nicht ansieht, ich habe gar keine Westernreitenausbildung genossen. Überhaupt, ich saß noch nie länger als ein paar Minuten auf einem Pferd. Minuten, die auch mit Angst verbunden waren. Aber das hier mit Joe, die Wanderung, der Ritt, Ausritt, wie heißt das denn?, war ganz schön. Nach kurzer Zeit habe ich das Gefühl, ein ganz passabler Reiter zu sein, dieses Reiten kommt mir doch sehr einfach vor. Mein Pferd heißt Negrito und läuft sehr langsam, sehr, sehr langsam. Für Negrito ist das gesamte Gelände eine große verkehrsberuhigte Zone. Joe hat so eine Rassel in der Hand; wenn er damit Krach macht, rennen die Pferde los. Joe nennt das Galopp, aber ich weiß aus Pferdemagazinen, dass wir eigentlich traben, wenn die Rassel ertönt. Trotzdem, ich schützte Adrenalin aus, was mich aber nicht davon abhält, einen unangenehmen Schmerz zu empfinden, der etwas mit meinem Skrotum zu tun hat, das sich bei diesem Pseudogalopp hebt und senkt, wie sich mein ganzer Körper hebt und senkt, und dann auf dem Sattel aufschlägt. Mama, entschuldige, dass ich das so sage, aber mein Sack tut weh beim Reiten. Wie soll denn erst richtiger Galopp gehen? Danke, Joe, reicht jetzt.

Wir schlendern also wieder durch die Gegend, besser so. Die Pferde laufen eigentlich vollautomatisch, und wenn sie trotzdem mal unsicher sind, ruft Joe irgendwas, und wir geraten wie-



der auf Kurs. Einmal haut er Negrito mit einer Peitsche auf den Hintern, das mag ich nicht. Nach kurzer Zeit nämlich bin ich ganz eins mit dem Tier, ich bin ein starker Kentaur. Trotzdem wehre ich mich nicht gegen Joe, und wir rennen im Trabgalopp los. Galopp-lopp-lopp-doing-doing-doing. Ich gebe Joe zu verstehen, dass wir jetzt genug Spaß hatten und ich es heute lieber gemütlich habe.

Zumal Negrito die Eigenschaft hat, immer vorlaufen zu wollen und somit das Tempo vorzugeben. Friederikes Pferd hängt meinem im Hintern, und meines verdaut eigentlich fortwährend nach hinten raus. Als stolzer Kentaur schäme ich mich ein bisschen dafür, mir gelingt es aber leider nicht, die Kontrolle darüber zu erlangen.

Hier möchte ich kurz einwerfen, dass Negrito nicht nur SEHR langsam vorauslief, sondern jedes Überholmanöver von Caramello und mir durch hinterhältiges Zickzacklaufen und Vom-Weg-Abdrängen unterband.

Er wäre ein 1-a-Abwehrspieler. Dafür latscht er ab und zu in eine völlig falsche Richtung, was Caramello und mir zumindest immer so lange das Vergnügen bereitet, endlich mal zügig vorneweg gehen zu können, bis Negrito mit dem schreienden Philipp auf dem Rücken an uns vorbeiprescht und sich wieder vor uns wanzt. Frage mich ab und zu, was Joe eigentlich über uns denkt. (F.)

Ich lenke mich damit ab, Negrito ein wenig die Haare zu legen, alles verstrubbelt hier. Nach der Wanderung werden wir sehr gut aussehen. Ein Kentaur putzt sich heraus.

Was macht eigentlich die wunderschöne Natur? Schon lange nicht mehr aufgesehen. Alles grün, so soll es sein, ein paar Hügel, Tabakplantagen, Maniokfelder, Reisfelder, Königspalmen, da wird Kaffee angebaut, dahinten Kakao, Mangobäume, eine Ananas wächst aus einem Strauch. Wusste ich nicht, dachte, die fallen vom Baum. Bananen, die ich im Vorbeigehen pflücken könnte, wenn nicht meine beiden Hände mit weiß angelaufenen Knöcheln das Lenkseil (*er spricht von den Zügeln; F.*) von Negrito halten würden.

Stopp, wir bleiben stehen. Eine Höhle. Alles absteigen. Kein großes Problem für mich, nur Negritos Mähne gerät dabei durcheinander, da ich mich daran abseilen muss. Müssen wir gleich wieder in Ordnung bringen. Die Höhle ist mehr so ein Erdloch aus Stein, ein paar vereinzelt Stalagtiten hängen herab, dahinten geht es noch weiter. Ich knöpfe die große Seitentasche meiner Fjällräven-Hose Modell Karl auf und hole meine stufenverstellbare Stirnlampe von Petzl hervor, Tikka Plus 2 mit drei Leuchtstufen. Ich setze sie auf den Strohhut, den ich im Ort gekauft habe, den so ziemlich jeder Tourist gekauft hat und der ihn als ebensolchen gut erkennbar macht.

Meinen allerdings sollte ich zwei Tage später im Taxi nach Havanna auf der Hutablage liegen lassen, wo ich ihn mit den Worten »Ah, endlich kann man mal von der Hutablage Gebrauch machen« ablegen würde.

Es leuchtet sehr hell, die Expedition kann beginnen.

Und schon wieder zu Ende. Dahinten ging es doch nicht weiter. Nur eine große Pfütze ist zu sehen. Meine Hanweg Waxenstein konnte ich bereits in der Eifel auf Wasserdichtheit prüfen, ich muss da jetzt nicht rein.

Wir machen noch ein paar Fotos von irgendwelchen festgewachsenen Tropfen, die wir uns garantiert nie mehr anschauen werden, und gehen langsam, dem Erlebnis Höhlenwanderung noch in uns nachspürend, die drei Stufen wieder hoch.

Hey Joe, was jetzt?

Wir setzen die Pferde wieder auf die Schienen und gehen sehr gemächlich weiter. Es geht vorbei an einem See, leider haben wir kein Schwimmzeug dabei. Als unser Casa-Particular-Wirt gesagt hatte, wir sollten *things for water* mitnehmen, dachten wir, damit können nur mit Wasser gefüllte Plastikflaschen gemeint sein. In Wahrheit meinte er Wasserbälle, aufblasbare Krokodile, Tauchringe, Kanus und andere Spaßgerätschaften. Schade.

Es dauert nicht lange, da steigen wir schon wieder ab. Ein Mann mit einem großen Hut empfängt uns. Netter Mann, führt uns in eine Scheune, hier hängen Tabakblätter von der Decke. Schön hier nach dem Ritt in der Knallsonne, halbdunkel, riecht ganz angenehm, auch wenn man sich jetzt nicht hocharomatische Ausdünstungen vorstellen muss (Moment, wäre das ein Indiz gewesen?). Joe verschwindet. Der Mann hält einen Vortrag, muss er schon oft gemacht haben, erst nach fünf Sätzen merke ich, dass das Englisch sein soll. Es wird mal wieder gekauderwelscht. Diesmal über die Herstellung von Zigarren. Ich schaue konzentriert und höre mir alles an. Er hat eine sehr große Uhr an. War die teuer?

Nach zehn Minuten weiß ich Folgendes: Der Tabakblattstrunk enthält das meiste Nikotin und kommt nicht in die Zigarre. Alles hier im wunderschönen Valle de Viñales ist *natural* und somit gut. Will jemand einen Mojito natural?, fragt der Mann. Friederike und ich fragen schüchtern, ob wir uns auch ei-

nen teilen könnten, erstens weil es noch sehr früh ist, vielleicht elf Uhr, zweitens, und das ist der wahre Grund, wir wollen nicht schon wieder Geld ausgeben müssen.

Im Gästebuch unseres Casa stand so was wie: »Horseback-riding war echt toll. Nur wurden uns überall Sachen angedreht.«

Das soll uns nicht passieren, wir sind gewappnet. Der Mojito kommt und ist wirklich sehr gut und natural. Natural bedeutet, er wurde mit Honig angerührt und nicht mit Zucker. Mmmh, ist der gut, trink nicht alles alleine, Friederike! Wir rangeln auf dem Boden um den letzten Schluck.

Der Mann erzählt seelenruhig weiter. Jetzt sollen wir überkommen, er will uns was zeigen. Ich bekomme eine Zigarre. Der Mann hat an das Mundstück Honig geschmiert. Ganz lecker. Raucht man so Zigarre, mit Honig dran? Es schmeckt zigarrig, ganz okay, ich habe keine Ahnung, wie gute und wie schlechte Zigarren schmecken. Die einzige Zigarre in meinem Leben hat zwei Mark fünfzig an der Tankstelle gekostet und wurde von mir nach dem ersten Drittel weggeschmissen, weil völlig unrauchbar, nicht inhalierbar, viel zu dick und auch nicht lecker. Diese hier ist anders. Ich schmiere mir noch ein wenig mehr Honig ums Maul und ziehe genüsslich. Ich bin nun ganz eins mit meiner Zigarre. Ich bin ein Che.

Mmh, noch mal ziehen und Dampf machen. Joe kommt rein und schnappt sich eine Zigarre; wenn er raucht, sieht das auch ganz cool aus, fast wie bei mir. Wenn es so üblich wäre, würde ich am liebsten mit ihm und unseren Zigarren anstoßen und »Cheers« rufen. Der Mann nimmt jetzt zehn Zigarren und rollt sie in ein Palmblatt. Das Paket nennt er *Humidor natural*.

Das klingt doch schon mal gut. Jetzt geht es ums Geschäftliche. Eine Zigarre soll vier CUC kosten, zehn ist die Mindestabnahmemenge. Die Zigarre hat auch einen Namen, sie heißt Montecristo No. 4. Moment, das kenne ich, das ist eine gute Zigarre, Che hat sie gerne geraucht. Der Mann sagt, wir sind hier in Viñales, Pinar del Río, hier werden die besten Zigarren Kubas hergestellt. Stimmt, steht auch so im Reiseführer, also Pinar del



Río steht da. Klar hätten seine Montecristos noch keine Banderole und kein Siegel. Wie auch, dafür bräuchte man ja eine Fabrik. Wir überspringen bei unserem Geschäft quasi einen weiteren Vertriebs- und Herstellungsweg, das macht die Montecristo No. 4 auch so unschlagbar günstig.

Ich muss jetzt nachdenken.

Der Kuba-Aufenthalt ist bald vorbei, ich habe gerade meine erste Zigarre geraucht, die mich in einen honigmaulverschmierten Che verwandelt hat, ich habe mich an die Regel gehalten, keine Zigarren auf der Straße zu kaufen, alles Abfälle, ich wollte in einen offiziellen Laden gehen, aber jetzt sitze ich hier auf einer Tabakplantage in Pinar del Río, das ist doch wie der Direktbesuch beim Winzer. Wo, wenn nicht hier, sollte ich Zigar-

ren kaufen? Ich sage dem Mann, dass ich noch ein paar Monate unterwegs sein werde, und frage, ob sich die Dinger halten. Der Mann sagt, dass erst gestern einer da war, der nach Kuba noch acht Monate unterwegs sein wollte, er kaufte dreißig Zigarren. Zufällig ist das genau die Zeit, die Friederike und ich noch vor uns haben. Ich frage: »Oh, really?«, der Mann nickt mit geschlossenen Augen. Außerdem: Die Zigarren halten sich im Humidor natural zwei Jahre; wenn ich sie dann zu Hause ins Gemüsefach in den Kühlschrank lege, halten sie noch weitere vier Jahre. Ich denke noch einmal nach. Worüber denn eigentlich noch?

»Friederike, wie viel Geld hast du dabei?«

Alle sind glücklich. Joe feuert sogar vor Freude seine gerade angerauchte Zigarre in die Ecke und stampft sie in den Scheunenerdboden. Vámonos! Sorgsam packe ich meine gerade erstandenen Tabakabfälle* in den Rucksack und steige mit Zigarre im Maul aufs Pferd. Yeeha.

Am Ende unserer Tour machen wir noch halt bei Joselines Familie. Da gibt es ein paar Pferde, zwei kleine Hütten, und alles ist natural, sagt Joe, als er auf ein Feuerchen im Hof zeigt, darüber hängt ein Topf, in dem befinden sich Bohnen und Reis. Natural. Man könnte auch sagen: normal. Wir werden zu einer schönen Veranda gebracht, eine Art Ausguck ist das, sehr hübsch, sogar mit Bar und Blick aufs Tal. Joes Vater hat Geburtstag, die ganze Familie ist versammelt.

* Einige Tage später: Wir besuchen in Havanna eine Touri-Kneipe allererster Güte. Ich ordere die günstigste Zigarre, die es dort gibt, eine Romeo y Julieta für vier CUC. Sie schmeckt unglaublich fantastisch. Ich rauche meine erste gute Zigarre, defloriert, diesmal wirklich. Sofort beschließe ich, Zigarrenraucher zu werden, und bin todtraurig über den Umstand, bald schon Kuba verlassen zu müssen und so spät mit dem Zigarrenverkosten begonnen zu haben. Die letzten Tage in Kuba verbringe ich zigarrerauchend, und wenn ich nicht dazu komme, rauche ich Zigarillos der gleichen Marken. Ich rauche Montecristos, dann rauche ich Cohibas, aber ich komme immer wieder zurück zu den Romeo y Julietas. Die mag ich am allerliebsten. Im Rucksack liegen noch die Zigarren aus Viñales, eingerollt im Palmblatt. Denke, ich werde sie in Mexiko an irgendeinen Traveller-Trottel verticken.

Wir bekommen zwei Coco Locos, aufgebohrte Kokosnüsse, deren Milch, glaube ich, mit Rum und Honig aufgefüllt wird. Kann man trinken. Joe stellt uns eine Flasche Rum hin und sagt, wir dürfen uns jederzeit nachschenken. Das mache ich, jederzeit. Joe greift jetzt in meine Lucky-Strike-Schachtel und nimmt sich eine Zigarette. Aber, aber, ich dachte, immer nur natural! Joe, das fällt mir gerade ein, hatte uns auf dem Weg zur Tabakplantage seine Zähne gezeigt. Makellos weiß. Warum? Weil er nur die Zigarren von der Plantage rauchen würde, only natural products, die enthalten kein Nikotin und andere Giftstoffe, die für gelb verfärbte Zähne verantwortlich sind.

Jetzt, wo mir das einfällt, will ich noch einmal Joes Zähne betrachten. Joe hat sehr weiße Zähne, das ist wahr. Aber ich erkenne jetzt, dass darüber hinaus nicht mehr viel in seinem Mund ist. Er hat eine hübsche weiße Wand aus Schneidezähnen, dahinter wird es schwarz. Ist da gar nichts hinter, oder ist da was, und das ist schwarz? Joseline schließt den Mund und schaut mich ernst an, dann fragt er »Finished?« und räumt die Kokosnuss ab.

Der Vater soll jetzt mal mit seiner Familie alleine feiern. Wir ziehen dann mal unsere Rucksäcke auf. Joe versteht und ruft einem kleinen Mann »La cuenta« zu, die Rechnung, bitte. Zwölf CUC, wir sind entlassen. Es geht zurück auf die Pferde. Jetzt mit dem ganzen Rum im Bauch darf es gerne auch etwas schneller sein, soll er mal gleich mit seiner Rassel rasseln. Ich bin ein starker Kentaur und galoppiere jetzt mit Vollblut nach Hause.

Joe bleibt nach zehn Metern stehen, Negrito auch.

»Finish my friend.«

Friederike und ich dürfen absteigen und Joe bezahlen. Ein Mann kommt hinter einem Gatter hervor und nimmt die Pferde mit. Tschüss, Beine.

Joe fragt: »Are you happy?«

Wir bejahen dies eifrig und ja, wir meinen es eigentlich auch so. Soll Joe für die sieben Kilometer zurück in den Ort ein Taxi

rufen, oder wollen wir zurücklaufen? Wir entscheiden uns zu laufen.

Zu Fuß. Naturalmente.



Lesen

Pedro Juan Gutiérrez:

Schmutzige Havanna Trilogie